

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

290 (11.12.1915) Unterhaltungs-Beilage



# Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 290 — 1915

Karlsruhe, den 11. Dezbr.

## Im Panzerzug an die Isonzo-Front.

Wie ein feueräugiges Gepeinigt taucht unser Auto den engen Serpentinweg empor; dann durch schlafende Ortschaften, vorbei an emig grünen Gärten, an weißen Steinbrüchen und weiten Feldern toten Karstgebirgs. Die Nacht ist kalt und mondhell, aber ein trüber Hof umgibt das nächtliche Gestirn und ein leichter Nebel verschleiert das ferne Gebirge.

„Sie haben ein glänzendes Wetter erwinkt!“ Erfreut sagt das der junge Hauptmann und Kommandant des Panzerzuges. „Wir werden heute ziemlich weit nach vorn kommen.“

Die kleine Station ist in tiefstes Dunkel gehüllt und wir tappen uns etwas mühsam über die Gesteine, bis wir vor dem zyklonischen Ungeheuer stehen, das wir den Panzerzug nennen. Ja, schon ist das Ding nicht, so wenig schön man etwa einen Dreadnought finden mag, denn der Zug steht eigentlich nicht anders aus, wie ein auf Schienen laufendes kleines Panzerdampf. Diefelben durch die dicken Stahlplatten seiner Umhüllung gegebenen primitiven, schwerfälligen Formen, dieselben waffenstarrenden kleinen Rufen, dieselbe graue, glatte, eiserne nackte Oberfläche. Kein Lichtstrahl dringt aus dem Ungeheuer. Nur der leichte Rauch, der aus dem kurzen Schornstein aufsteigt, verrät das Leben in dem Eisenkoloss.

Der Kommandant gibt ein Glockenzeichen: „Vorwärts!“ und der Zug setzt sich in Bewegung. Nur unser „Fenster“ bleibt offen, sonst schließen sich alle Türen und Öffnungen und lautlos tritt der Panzerzug seine Reise an. Ein zweites Glockenzeichen: „Schleunig!“ und es geht in voller Fahrt der Panzerzug entgegen.

Je näher wir an den Feind heranrücken, desto stiller wird es in der Runde. Nur selten sieht man aus dem Dunkel das Rotlicht eines Postens aufblitzen, manchmal Soldaten vorüberziehen. Mit einem Male leuchtet das Meer auf und drüben auf italienischer Seite die trübe Flamme eines weit entfernten größeren Brandes. Und dann sehe ich gerade vor uns auf der Straße Feuerzeichen. Gelbe Punkte mit rötlichen Kern in der schwarzen Rundung eines Tunnels: Das Signal „Langsam“ nähert die Fahrt; „Halt!“ beendet sie.

Mitten unter lagernden Soldaten hält der Zug. Strohlagern an Felswänden, Schächer, die die tropfende Feuchtigkeit der Felsmauern nicht hört, qualmende Lagerfeuer unter dampfenden Kesseln, kleine Holzbaracken an die Wände geklebt. Es ist eine Stätte beschönigter Erholung, kurzer Erwärmung, knapp hinter der vordersten Front.

Zu Fuß nun weiter nach vorne. „Eine stille Nacht heute“ — sagt uns ein Unteroffizier, dem wir auf dem Marsche begegnen. „Zunehmend halten und sich decken! Nichts dort auf dem Berge sind die Italiener, und bei Tag wäre es unmöglich, hier zu gehen.“

So decken wir uns denn und schleichen weiter, einer vom anderen durch einen größeren Abstand getrennt. Ununterbrochen grollt von weitem aus der Gegend von San Michele und der Podgora der dumpfe Kanonendonner, manchmal hört man entferntes Geschützfeuer und nur selten unterbricht auch in dieser Gegend ein Geschütz die Stille der Nacht. Da und dort steigen blaue Rauchschwämme auf Feindesstellungen in die Höhe und fallen wie schwebende Feuerbälle wieder in die schwarze Weite. Auf uns ab über Geröllhalden und kleine Felsstücke geht in dem flimmernden Mondlicht der Weg, bis endlich unter Führer Halt macht und irgendwo hinweisend sagt: „Nunere Stellungen!“

Es ist gar nichts zu sehen. Überall die sonderbaren Steinmauern, die für den Karst so charakteristisch sind, kurzes Gefräch, einzelne wie von einem unwilligen Litanen einst umhergeschleuderte Felsblöcke. Und doch ist kaum manzig Schritt vor uns die Stellung der Italiener. Die so natürlich aussehenden Steinmauern sind hier mit aufwärtiger Kunst erbaut. Durch Schießscharten blickt man zum Feind hinüber, dessen Deckungen nur ein paar hundert Schritt entfernt sind. Seit dem Mai liegen unsere Soldaten hier und haben bisher jeden Angriff der Italiener zurückgeschlagen.

Heute ist eine windstille, wenn auch kühle Mondnacht. Aber wenn über diese baumlose Hochebene die eisigen Vorkälte lauten, gegen deren lähmende Kälte keine Hilfe hilft, dann beginnt hier für Freund und Feind eine schwere Leidenszeit. Da werden sich erst die umweirte der ersten Linie in den Fels geprengten Kavernen bewahren, die schon jetzt von den Soldaten als Ruhestätten der Reserve angelegt wurden. Sehr häufig finden sich in den Karstfelsen diese Höhlen, die oft beträchtliche Strecken weit ins Gebirge führen.

Sie ist man so sicher wie in Abrahams Schoß; auch die schwersten Granaten können den Felsen nichts anhaben und die größten Fliegerbomben verpuffen hier wirkungslos.

Das Sprichwort, daß die Nacht keines Menschen Freund sei, bewahrheitet sich hier nicht. Denn bei Nacht ruht meistens der Kampf oder ist doch viel schwächer, und dann kommt bei Nacht das warme Essen an die Front. Bei Nacht schlafen die Soldaten schon an zwei Stangen die Stockstufen ein paar Kilometer weit herbei, und es beginnt die mit Schrecken erwartete große Mahlzeit. Bei Tage erhält die Mannschaft nur Kaffee oder Tee, Brot, Muffin, Speck oder Käse. Die Soldaten sind mit der Verpflegung sehr zufrieden, und man muß sagen, daß in der Tat das Menschennögliche getan wird, um eine tadellose Verpflegung zu sichern. Die Offiziere teilen brüderlich das Schicksal ihrer Soldaten. Im Schützengraben kennen wir den

Kommandanten des Bataillons kennen. Der Oberleutnant ist der Vater seiner Truppen, und sie hängen an ihm mit Verehrung und unbedingtem Vertrauen. Dieses monatelange Leben fast im Naturzustande und in steter Gefahr bringt über die Menschen eine edle Einfachheit des Empfindens, des Denkens und der Sprache. Tiefste Menschlichkeit paart sich hier mit härtestem Handwerk. Man muß einen solchen Mann von seinen Soldaten sprechen hören. Er hat Deutsche, Ungarn, Kroaten und Serben in seinem Bataillon.

„Glauben Sie nicht, daß es einen Unterschied gibt. Niemand hat die Tapferkeit gepachtet. Alle sind sie mit gleich lieb. Alle sind sie von höchster Aufopferung.“

Dann ladet uns der tapfere Offizier in seine „Wohnung“ ein, in der er nun seit Wochen haust. Ganz freundlich und warm ist es in dem engen Gelaß, das nicht mehr enthält als ein Bett, einen Tisch und ein paar Stühle. Aber in diesem engen Raume herrscht jener altösterreichische Offiziersgeist, der eine wunderbare Mischung ist von wahrer Opferfreude und unzerstörbarer Heiterkeit der Seele, von höchstem Mut und ängstlicher Scheu vor der Gelbespote. Hier gibt es keinen Zweifel an dem endlichen Triumph der eigenen Waffen, hier gibt es aber auch keine Verachtung des Feindes, der, tapfer kämpfend, drüben auf den Bergen liegt. Immer freut man sich aufs neue, zu diesen Feldsoldaten der ersten Linie zu kommen und aus jedem solchen Besuch die Bezeugung zu schöpfen, daß sie dieses uns oft so furchtbar scheinende Leben durchaus nicht als eine Qual empfinden. Sie haben ganz und gar ihr Leben umgeformt und für Freud und Leid andere Maßstäbe gefunden. Ihr Leben ist reich und selbst, denn es vereint die Erfüllung höchster Menschenpflicht mit buntestem Abenteuer.

Ein Händedruck und ein warmes Abschiedswort und wir kehren um. Der Vollmond steht hoch am Himmel und das brüchige graue Karstgestein blinkt weiß wie Marmor. Aber der leichte Nebel verbirgt uns den Augen des Feindes, hüben und drüben bleibt es ruhig, und unversehrt erreichen wir wieder den Panzerzug. Mit Wollendampf geht es heimwärts; ganze Garben fliehender Feuerfunken wirft die Lokomotive in die Nacht. Wie das zerlöchernde Ungeheuer des Krieges selbst bahnt sich dies ein gepanzertes Werkzeug seinen Weg, finster und gewalttätig, voll verborgener Tücke und alles zermalmend, was sich ihm in den Weg stellen wollte. (Aus der „R. Fr. Presse“.)

## Aus feldpostbriefen.

\* **Schlitzgraben im Schützengraben.** Jedes Ding hat zwei Seiten, und so bringt das Leben im Schützengraben neben harten Entbehrungen auch manche lustige Hebererfahrung, wie zum Beispiel Gelassenheit zur Schlitzgraben. Die Schlitzgraben sind dieses Jahr in französisch-Lothringen besonders gut geraten, da die Felder streckenweise seit Anfang des Krieges unbedeckt liegen und infolgedessen kein Gelege gerührt worden ist. Gras und Unkraut reichen hienoch und bieten den Schlitzgraben prächtige Deckung. Wie A. Wittkamp in der „Deutschen Jägerzeitung“ berichtet, konnte er am Rande seines Schlitzgrabens jeden Morgen, wenn das Gras noch naß war und die Schlitzgraben sich auf dem Grabenausruf feilung suchten, starke Ketten beobachten. Wohnung ist immer reichlich vorhanden, da die feldgraue Speisereste einfach über die Brustwehr des Grabens hinauswerfen. Unter diesen Umständen erwachte die Jagdlust, und so unternahm er, so oft es die Zeit erlaubte, eine Frühbüchse auf Schlitzgraben, indem er den Schlitzgraben etwa drei Kilometer weit entlang ging und ab und zu über den Rand lugte. „Mit habe ich auf diesem Wege zehn oder mehr Ketten Schlitzgraben angetroffen. Sollte ich eine Kette angebracht, so dachte ich mir, ja ich als Maschinengewehrbesitzer kein Gewehr führte, von den Infanterie-Kameraden ein Gewehr und dann wurden die Ketten im Sigen getroffen. Hierbei konnte ich zu meiner Verwunderung wahrnehmen, daß die Schlitzgraben von dem Schießen fast gar keine Notiz nahmen. Es ist mir sogar vorgekommen, daß ich die ganze Kammer, also fünf Schüsse des Gewehrs, verschossen hatte, und drei Schlitzgraben von den Augen getroffen lagen, ehe die übrigen abtraten. Bemerkenswert ist noch ein Fall. Ich hatte mit dem Gewehr ein Hütn erlegt, und da ich die Schlitzgraben nicht mehr sehen konnte, kletterte ich aus dem Graben, um meine Beute in Sicherheit zu bringen. Wie ich das Hütn aufnehmen will, sehe ich die Kette etwa sechs bis acht Schritte neben mir liegen. Straz entschlossen zog ich die Pistole heraus und feuerte mich dreimal hin, was mir wiederum ein Hütn eintrudelte. Erst dann irrte ich die Kette in den etwa fünf Meter weiter liegenden Stadtdachverbau.“ (Berl. Tagbl.)

## Vermishtes.

### Zur Geschichte der Feuerwaffen.

Bei Feuerwaffen, selbst bei den ältesten, denken wir unwillkürlich an Geschütze und Gewehre, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den modernen Geschützen und Gewehren haben, aus deren kugelförmige Geschosse — die Langgeschosse sind erst jüngeren Datums — durch die Gewalt des explodierenden Pulvers geschleudert werden. Aber schon lange vor der Erfindung des Schießpulvers gab es Geschütze, die auf mechanischem Wege Geschosse schleuderten. Bereits bei den Heeren der alten Griechen und Römer waren sogenannte Katapulte in Gebrauch, die namentlich bei Belagerungen fester Städte verwendet wurden. Archimedes soll ja bei der Verteidigung seiner Vaterstadt Syrakus vermittels seiner furchtbar konstruierten Maschinen Massen im Gewicht von zwölf Zentner auf die römische Flotte geschleudert haben. Doch sind diese Erzählungen wenig verbürgt und in den Einzelheiten nicht recht glaubhaft. Weit besser verbürgt ist die weitgehende Anwendung, die der mazedonische König Philipp und sein Sohn Alexander der Große von den Schleudermaschinen oder Katapulten machten. Bei der Belagerung von Regina zum Beispiel stellte Philipp drei Batterien auf, aus denen Steinmassen im Gewicht von 1 bis 8 Zentner geschossen wurden. Die Kraft, die zum Abschleichen benutzt wurde, war die von tordierten und gespannten Sehnen, die auch bei der gewöhnlichen Armbrust und dem gewöhnlichen Bogen gebraucht

wurde und bei primitiven Völkern noch heute benutzt wird. Deshalb mußte bei der ersten Konstruktion größerer Wurfmaschinen der Gedanke nahe liegen, ähnliche Geschosse wie bei der Armbrust und beim Bogen zu verwenden. Wir finden denn auch bei den Katapulten der Griechen als Geschosse eisenbeschlagene Pfeile von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{4}$  Meter Länge, die bis zu 600 Meter weit geschossen wurden und in dieser Entfernung noch mehrere Zentimeter tief in ein hölzernes Brett einzudringen vermochten. Erst später ging man zum Fortschleudern runderer Steinmassen über und baute die Katapulte diesem Zweck entsprechend, ohne daß doch die andern für Pfeile eingerichteten Katapulte in Abnahme kamen.

Man sollte deshalb eigentlich erwarten, daß auch das Schießpulver, das als treibende Kraft die Sehne ablöste, neben runden Steinen und Metallmassen noch die alten Pfeile als Geschosse vertrieb, jedoch die ältesten Feuerwaffen nicht Kugeln, sondern Pfeile abfeuerten. Wie weit das in China, wo Feuerwaffen schon vor Christi Geburt erwähnt werden, und bei den Arabern, die Feuerwaffen bereits im 7. Jahrhundert benutzt haben, sollen, der Fall war, wissen wir nicht. Aber im Abendlande sind tatsächlich unter den ältesten Feuerwaffen solche gewesen, aus denen eiserne Pfeile geschossen wurden. So befindet sich in einer Bibliothek in Oxford ein Manuskript aus dem Jahre 1326 mit der Abbildung eines flaschenförmigen Geschützes in Form einer antiken Urne. In dem Halsloch steck ein dicker Pfeil und auf der Ausbuchtung ist eine Zündpfanne angebracht. Hinter dem Geschütz steht ein Soldat, der mit einer Stange die Pfanne berührt. Da eine Lunte nicht erkennbar ist, soll wohl die Stange glühendes Eisen darstellen, mit dessen Hilfe die im Bauch des flaschenförmigen Geschützes enthaltene Pulvermenge zur Explosion gebracht werden soll, um den Pfeil aus dem engen Hals herauszuschleudern. Ein anderer Beweis für die Benutzung von Pfeilen in Feuerwaffen befindet sich in der französischen Nationalbibliothek in Paris. Es ist das ein Schreiben aus Boulogne vom 11. Juli 1338, worin nach Rouen der Empfang eines eisernen Topfes zum Schießen von Feuerpfeilen, ferner von 48 eisenbeschlagenen und gefiederten Pfeilen und weiter eines Fundes Salpeter und eines halben Fundes „lebendigen“ Schwefels zur Verfertigung von Schießpulver für die Benutzung der Pfeile bestätigt wird. Vermutlich gibt es noch in manchen Bibliotheken ähnliche Urkunden. Ihre Seltenheit erklärt sich wohl daraus, daß die Pfeile in den Feuerwaffen sehr bald von den überlegeneren Kugeln aus Blei verdrängt wurden, an die sich die weitere Entwicklung angeschlossen.

\* **Kahllosigkeit nach Schußverletzungen.** Es ist bekannt, daß hochgradige feilsche Erregungen, zu denen auch lindenlanges Aushalten in feindlichem Feuer gehört, bei Soldaten, die von Laufe aus eine n. w. Veranlagung zeigen, namentlich, wenn aufsergewöhnliche Strapazen vorausgegangen sind, zum vollständigen oder teilweisen Zusammenbruch führen können. So hat man z. B. in dieser Beziehung eine allgemeine Nervenerregung bei neurekrutierten Kriegsteilnehmern festgestellt. Eine weitere andersartige Nachwirkung als Folge feilscher Erschütterungen beschreibt Dr. Böhlmann in der „Menschl. Med. Wochenchrift“. Bei einem 37jährigen Landwehrsanitätssoldaten war wenige Tage nach einer Schußverletzung durch den linken Vorderarm Paralysis fall emgetreten. Es hatte sich im Verlauf weniger Monate eine fast totale Kahlheit ausgebildet. Er war bei der Verwundung hochgradig erregt, da er noch ungefähr drei Stunden in dem von feindlichem Artilleriefeuer bedrückten Gelände zurückgehen mußte. Ungefähr 4 Tage nach der Verwundung bemerkte er zum erstenmal, daß ihm die Kopfhaare ausfielen, wobei gleichzeitig starke Kopfschmerzen bestanden. Zunächst traten am Hinterkopfe haarlose Stellen auf, die sich rasch vergrößerten und allmählich fielen die Haare überhaupt aus, ja sogar die Augenbrauen und Barthaare. Die später nachwachsenden Haare waren farblos.

Man muß diese Erscheinung auf eine nervöse Grundlage zurückführen, und zwar geht die Kreislaufstörung in den feinsten arteriellen Hautgefäßen vom Zentrum aus, von dem die Zusammenziehung und Erweiterung der Gefäße abhängt. Man weiß heutzutage, daß ein feiner Stoffstrom das Leben des Gewebes besorgt und nur wenige mit voller Lebensenergie gefüllte Zellen das Haar mit dem Körper verknüpfen. Es läßt sich daher denken, daß vorübergehende Störungen in dem Gefäßzusammenschlingen bewirkenden Nervenzentrum gelegentlich genügen können, um das Gleichgewicht dieser den Stoffwechsel des Gewebes auf das feinste beeinflussenden Kräfte zu stören und den vorübergehenden Haarausfall zu bewirken. Man wird durch die feilsche Erschütterung eine krampfartige Zusammenziehung der die Haarpapillen verjüngenden Kapillargefäße annehmen müssen. Eine derartige Unterbrechung des Kreislaufes genügt unter Umständen, um die Ernährung des Haars zu so bedauerlichen, daß es ausfällt. Die geschilderte Erscheinung ist in Friedenszeiten ganz außergewöhnlich selten und dürfte daher um so mehr Beachtung verdienen.

\* **Wie weit ist es nach Konstantinopel? Von Wien bez Donau folgend sind es 2300 Kilometer bis nach Istanbul. Schon nach Sulina, wo der bestkultivierte mittlere Donauarm einmündet, beträgt die Fahrt rund 1800 Kilometer, so viel wie die Strecke Berlin—Konstantinopel für einen Flieger. Von Budapest ab sind es 200 Kilometer weniger bis zum Schwarzen Meer und von Belgrad nur noch 1100 Kilometer, der Luftlinie Wien—Paris vergleichbar. Dazu kommt noch die 460 Kilometer lange Dampferfahrt von der erwähnten Hafenstadt Sulina zum Bosporus, die der Rheinstraße Basel—St. Gallen entspricht. Viel länger, nur 1600 Kilometer, ist dagegen die Bahnverbindung Wien—Konstantinopel, die sich ab Budapest um 240 Kilometer verringert und von Belgrad etwa 940, von Niß 720 und von Sofia 580 Kilometer beträgt. Von Wien in Luftlinie 240 Kilometer südlich gelegenen Saloniki ab sind es fast 700 Kilometer Bahnfahrt bis nach Konstantinopel, also so weit, wie etwa die Strecke Hannover—Berlin—Danzig. Von Bukarest führt zum Hafen Varna, der Bahnfahrt Erfurt—Frankfurt entsprechend, ein 260 Kilometer langer Schienenstrang, und ebensoviel sind es von da zu Schiff nach der Tirkentreiberei, die in etwa 15 Stunden erreicht wird. Von Sebastopol dauert die Ueberfahrt 80 Stunden, von Odessa aber 1½ Tage, ebensoviel wie die Fahrt Athen bis Konstantinopel, während eine italienische Schiffslinie von Brindisi in Friedenszeiten 4½ und eine französische von Marseille acht volle Tage braucht.**

## Heiteres.

**Triftiger Grund.** „Was, Sie gehen zu Fuß den weiten Weg ins Amt? Warum fahren Sie mit der Elektrischen?“ — „Weil mei' Schwiegermutter seit vierzehn Tag' auf der Linie Schaffnerin ist!“